

1. Rundbrief von Michael Dammert

Liebe Familie, Freunde, Bekannte und Interessierte,

Die Reise

Am 7.8.07 bin ich von Frankfurt aus für ein Jahr nach Peru geflogen, um hier als Voluntario (Freiwilliger) mein FSJ -freiwilliges soziales Jahr, das als Zivildienst zählt-, zu absolvieren. Nachdem ich problemlos durch alle Sicherheitskontrollen gekommen war, habe ich erst einmal durchgeatmet, jetzt ging es endlich richtig los. Mit den anderen 11 Voluntarios der Erzdiözese Freiburg hatte ich einen ruhigen Flug nach Atlanta, Georgia, USA. Allerdings mit einer Stunde Verspätung, so dass nach einer weiteren Stunde Verzögerung durch die zeitaufwändige Einreiseprozedur in die Staaten unser Anschlussflug bereits in der Luft war. Insgeheim habe ich mich gefreut, das hieß ja immerhin eine Nacht USA und das heißt



Fastfood, Smog, dicke Autos und dicke Menschen. Tatsächlich haben sich in dieser kurzen Zeit alle Vorurteile, die man bei uns so gemeinhin über Amis haben kann, bestätigt. Auf mich hat alles wie eine riesige Fernsehserie gewirkt, irgendwie alles etwas übertrieben und künstlich. In dem Hotel, das uns die Fluggesellschaft gestellt hatte, war ich dann ziemlich geschockt von der Tatsache, dass alle niederen Servicearbeiten von Farbigen erledigt werden und die Hotelmanager ausschließlich Weiße sind. Der Kellner beim Abendessen bediente uns auf so eine übertrieben

Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten

freundliche und unterwürfige Art, dass mir schier schlecht wurde. Den schwülen Abend haben wir dann am Pool verbracht, um dann, nach der vermeintlich letzten warmen Dusche in unsere ca. 6 Quadratmeter großen Betten in voll klimatisierten Zimmern zu schlüpfen.

Am nächsten Morgen gab es ein extrem klebriges, fettiges und süßes Frühstück, bevor es dann wieder zum Flughafen und nach einem weiteren Fastfoodmahl auf nach Peru ging. Bei unserer Ankunft Mittwoch den 8.8.07 gegen Mitternacht nach peruanischer Zeit fehlte dann erstaunlicher Weise NUR ein Koffer. Anja-Lena hatte es erwischt, aber ich fand den Schnitt eigentlich ziemlich positiv, nur eines von mindestens 50 Gepäckstücken, die wir zusammen brachten, fehlte. Der Koffer wurde dann übrigens zwei Tage später nachgeliefert. Der erste Eindruck, den ich hatte, war, dass ich über Menschenansammlungen hinwegsehen kann: Ich bin hier zwar kein Riese, aber doch groß. Dann musste ich lachen, denn das Sicherheitssystem des peruanischen Zolls funktioniert wie folgt: Man drückt einen Knopf und wenn der Zufallsgenerator grün zeigt, darf man ungesehen einreisen, wenn das Licht rot ist, wird man komplett durchsucht. Doch ich habe meine fünf Kilo Süßigkeiten auch durch diese Kontrolle geschmuggelt, da bei mir, wie bei allen anderen Voluntarios das grüne Licht anging.

Als drittes habe ich festgestellt, dass es wohl doch nicht so warm ist, wie ich erhofft hatte, so dass ich mir meinen Pulli schnell wieder anzog. Jürgen, unser Koordinator und Verantwortlicher der Organisation in Lima, stand schon parat und nachdem unser Gepäck in einem Kleinbus, die hier Kombi genannt werden, und wir im zweiten verstaut waren, ging es eine halbe Stunde durch Lima in den Stadtteil Surquillo. Was ich bei dieser ersten Fahrt wahrgenommen habe, war nur, dass die Straßen nicht so gepflegt sind wie bei uns und die Verkehrsregeln eher weniger bis gar nicht beachtet werden. Außerdem kommen auf ein Auto etwa 3 bis 4 Kombis, die ihre Route auf die Karosserie geschrieben haben. Wenn jemand am Straßenrand steht und die Kombis in einem beachtlichen Tempo angerauscht kommen, lehnt sich der sogenannte Cobrador zur offenen Tür hinaus und schreit den Zielort des Kombis. Falls man winkt, kommt das Auto mit quietschenden Reifen zum stehen oder es wird mindestens so langsam, dass man aufspringen kann.

Wir waren alle recht müde vom Flug, allerdings sollte es noch ein bisschen dauern, bis wir uns schlafen legen konnten, denn als wir in der Gemeinde ankamen, standen die Kombis nur vor einem ca. 3m hohen Gittertor mit recht gemein aussehenden Stacheln am oberen Ende und es war niemand da, der uns aufmachte geschweige denn begrüßte. Da half auch eine halbe Stunde rufen und telefonieren nichts, also sind wir noch einmal 10 Minuten weiter in den nächsten Stadtteil Miraflores zu Jürgen nach Hause gefahren und haben dort zwischen unserem Gepäck auf dem Boden geschlafen.

Die ersten zwei Wochen zu zwölft in Surquillo

Am nächsten Morgen ging es dann wieder nach Surquillo, wo wir die nächsten zwei Wochen verbrachten. Wir wohnten im Gemeindehaus, in Zweierzimmer mit durchhängenden Doppelstockbetten und wurden von Hilda, einer älteren Dame mit peruanischem Essen versorgt, das heißt vor allem mal viel und alles mit Reis und Hühnchen oder anderem Fleisch. Hier werden sogar Kartoffeln mit Reis gegessen. Anfangs gab es für mich noch vegetarische Alternativen, doch ganz langsam habe ich angefangen, kleine Stückchen Hühnchen zu essen. Wir hatten täglich Spanischkurs, der für mich recht anstrengend war, da ich der zweit schlechteste war und lieber rausgegangen wäre und mit Leuten gesprochen hätte, statt irgendwelche Übungen zu machen, bei denen man den ganzen Satz abschreiben und nur ein Wort verändern muss. Außerdem war es gerade am Anfang recht kompliziert, da Raschid, der deutsch kann, die Fortgeschritten unterrichtete und unsere Lehrerin (eine Deutschstudentin) kein Wort verstand, so dass wir erst mal drei Tage aneinander vorbei redeten. Pfarrer Gildo, der uns eigentlich ein wenig die Gegend zeigen sollte, hatte kaum Zeit, so dass er uns nur einmal herumfuhr und am letzten gemeinsamen Abend mit uns Karaoke singen ging, denn das ist neben Fitnesstraining und Autofahren sein Hobby.

Aber wir kamen trotzdem ein bisschen rum, dank G. einem Peruaner der sich unserer gleich nach unsere Ankunft annahm. Mit ihm gingen wir in den Supermarkt, Geldtauschen in einen Zoo und auch in die Disko. Allerdings merkten wir bald, dass sein Annehmen eher ein Einnehmen und Ausnehmen war. Es fing ganz harmlos an, dass er ständig Fotos mit uns machen wollte. Doch als er mich vor dem Zoo zu sich rief und mir sagte, ich solle zwei Eintritte kaufen, war es für mich klar. Wir hatten ihm immer alles gezahlt, da es für eine Gruppe von 12 Leuten kein Thema ist, einen mitzutragen. Aber die Art, wie er mich zu sich rief und von mir verlangte, ihm eine Karte zu kaufen und nicht auf mich zu kam und darum bat, war zu viel.



Sport hält jung

süß, möglichst bunt und möglichst kitschig. Farbkombinationen wie rosarot mit babyblau und neongrün sind sehr beliebt.

Sehr lustig war auch, das man im Innenhof zwischen Pfarrbüro, Kirche und unserem Haus sehr aufpassen musste, zum einen, dass man nicht auf die Schildkröten trat und zum andern, dass man nicht gegen den roten Passat mit übertrieben großen Sportauspuff des Pfarrers stieß, da bei der kleinsten Berührung die Alarmanlage, die wie eine Polizeisirene klingt, losging. Dies passierte jedoch mehrmals täglich mehr oder weniger „aus Versehen“. Eigentlich benutzt der Pfarrer diese Sirene, um nicht an Ampeln warten zu müssen, was ganz gut die Einstellung der Peruaner zu Verkehrsregeln widerspiegelt, genauso wie die Tatsache, dass wir einmal zu siebt mit einem Taxi gefahren sind. Was mir inzwischen ganz normal erscheint, genauso wie die Tatsache, dass Toilettenpapier nach Benutzung in einen Eimer und nicht in die Toilette kommt. Was ich noch seltsam fand war, dass die Dusche mit freiliegenden Drähten von eiskalt auf bitterkalt gewärmt wurde und ab und zu ein Schrei aus dem Bad tönte, wenn wieder jemand einen Stromschlag bekommen hatte.

So lernte ich Lima als eine hässliche, riesige, dreckige, arme und reiche Stadt kennen. Mit Kirchen, die vor lauter Gold fast platzen und Kindern, die versuchen, Bonbon für zehn Centimos, was 2.25 Cent entspricht, zu verkaufen, während wir, ohne groß darüber nachzudenken, 40 Soles für eine Tanzshow zahlen konnten, bei der bis nachts um 2 Uhr verschiedenste Folkloretänze aus ganz Südamerika aufgeführt wurden.

Ich war jeden Tag aufs Neue erschlagen von diesen Widersprüchen und Eindrücken und es blieb nur wenig Zeit, alles zu verarbeiten. Deshalb haben wir uns ein leer stehendes Zimmer mit Matratzen ausgelegt, in dem wir uns ab und zu zum Gespräch zusammensetzten. Da war es dann auch halbwegs warm, denn die hohe Luftfeuchtigkeit und die Tatsache, dass man auf Grund einer Nebel-, Staub- und Smogschicht den Himmel nie sehen konnte, brachte eine unangenehme, dauerhafte Kälte, was sich allerdings besserte, als wir einen Warmwasserboiler bekamen. Doch meine Wäsche, die ich zum ersten Mal von Hand wusch, um nicht schon mit einem Berg Schmutzwäsche bei meiner Gastfamilie aufzutauen, wollte einfach nicht

Doch wir lernten auch das Gegenbeispiel kennen, als uns Pedro, ein junger Peruaner, mit dem wir zum Salsa-tanzen in einer Weinstube waren, zu sich nach Hause einlud, obwohl seine Familie ziemlich arm war und wir kaum alle in das Haus gepasst haben. Eine andere wunderschöne Erfahrung war es mit Juansito, dem uralten trinkenden Hausmeister oder den Kindern aus der Gemeinde Fußball zu spielen. Die Kinder haben sich immer total gefreut, wenn wir mit ihnen gespielt haben, da war es nicht wichtig, ob man gut spielte, sondern einfach, dass man sich Zeit für sie nahm und da war. Der Höhepunkt mit dieser Gruppe aus ca.40 kleinen Jungs war ein Kindergeburtstag mit Spielen wie Mumien wickeln, Eierlauf und Schubkarrenrennen an denen wir natürlich teilnehmen mussten bzw. durften. Da kam ich dann auch zum ersten Mal in den Genuss einer peruanischen Torte, die aus einem Biskuitteig und Sahnecreme bestehen und mit Zuckerguss in grellen Farben überzogen sind, so dass es aussieht als wäre sie aus Plastik. Eine gute Torte heißt hier möglichst

trocknen, so dass ich stundenlang mit einem Fön dastand, bis mir schlussendlich Hilda ihr Bügeleisen lieh.

Ein Erlebnis ist allerdings noch besonders erwähnenswert: das Erdbeben am Mittwoch, den 15.8. Ich saß gerade im Internetcafe, als das erste Ruckeln kam. Ein Gefühl, als würde draußen ein Lkw vorbeifahren, nur etwas intensiver. Ich dachte, was ist denn jetzt mit dem PC los, doch dann kamen mehr Stöße und ich begriff: Erdbeben – raus! Die andern Jungs folgten etwas ungläubig, doch kaum dass wir auf der Straße waren, begann alles extrem zu schwanken. Die Leute kamen in Panik aus den Häusern gerannt. Die Autos standen kreuz und quer auf der Straße und überall dazwischen die nervös aufgeschreckten Straßenhunde. Ich fand das Gefühl eigentlich eher faszinierend und in keiner Weise beängstigend, ein bisschen wie surfen, nur auf der Erde und nicht auf dem Wasser. Später haben wir uns gewundert, als wir gesehen haben, dass das Erdbeben als Schlagzeile beim Deutsche Welle TV kam. Ein Schock war der nächste Morgen, als die Todeszahlen plötzlich nicht mehr unter 10, sondern um die 1000 herum schwankten und alle möglichen Eltern, Freunde/Freundinnen und Verwandte der Gruppe anriefen und auch ich Mails von Leuten aus allen Ecken der Erde bekam, die davon gehört hatten und wissen wollten, was los war. Was, da es nicht nur mir so ging, hier in Peru zum Zusammenbrechen der Kommunikationsnetze führte. Doch welche Ausmaße die Katastrophe haben musste, wurde mir erst bewusst, als wir eine Woche später vor dem Nationalstadion Hilfsgüter verladen halfen. Wir haben nur einen halben Tag lang mitgearbeitet, doch es war eine unglaublich intensive Erfahrung. Riesige Mengen an Kleidung und Schuhen, die sortiert und verpackt werden mussten und scheinbar endlos viele Wasserflaschen, die durch Menschenketten aus Soldaten und Freiwilligen auf Lkws verladen wurden. Ich fühlte mich plötzlich ganz klein, ein bisschen wie eine Ameise, die einfach nur ihre Aufgabe erledigt, was in diesem Fall hieß, Flasche für Flasche von links nach rechts weiterzureichen. Faszinierend war auch zu sehen, wie in Peru Organisation abläuft. So gab jeder Anweisungen und niemand wusste, was wirklich Sache war, so dass Kisten, die gerade fertig sortiert und verpackt waren, wieder zum Sortieren aufgerissen wurden. Außerdem wurde ein Ablauf, wenn er funktionierte, beibehalten, so dass zum Teil Wasserflaschen um einen kompletten Lkw herumtransportiert wurden, um ihn dann von der Rückseite zu beladen, statt einfach die Plane auf der anderen Seite zu öffnen. Doch ich dachte mir nur meinen Teil und widmete mich meiner kleinen Aufgabe des Wasserweiterreichens, denn es tat gut einfach etwas zu tun und es meinte sowieso jeder, ganz genau Bescheid zu wissen. Beeindruckend war hingegen, das zum Teil Leute, die selbst nur zwei Hosen besitzen, trotzdem eine davon spendeten.



Wasser verladen für die Erdbebenopfer

Wasserflaschen um einen kompletten Lkw herumtransportiert wurden, um ihn dann von der Rückseite zu beladen, statt einfach die Plane auf der anderen Seite zu öffnen. Doch ich dachte mir nur meinen Teil und widmete mich meiner kleinen Aufgabe des Wasserweiterreichens, denn es tat gut einfach etwas zu tun und es meinte sowieso jeder, ganz genau Bescheid zu wissen. Beeindruckend war hingegen, das zum Teil Leute, die selbst nur zwei Hosen besitzen, trotzdem eine davon spendeten.

Abschließend betrachtet, boten die ersten Wochen die Möglichkeit im Schutz der großen Gruppe die ersten Erfahrungen zu machen und sich ganz langsam in die peruanische Wirklichkeit hineinzutasten. Allerdings noch aus der Zuschauerrolle, den die Armut um uns herum war bis hier Abenteuer und Fotomotiv.

Ankunft in Montenegro

Am Samstag, den 25.8 haben mich dann meine Contrapadre (Ansprechpartnerin) Delia und meine Gastmutter Magda mit einem Taxi abgeholt. Der Abschied von der Gruppe war schwer und ich stand unglaublich unter Spannung, immerhin sollte ich zum ersten Mal sehen, wo ich für das nächste Jahr leben werde. Doch dann hab ich erfahren, dass ich noch gar nicht zu Magda ziehe, sondern erst einmal bis auf unbestimmte Zeit zu Delia, wo schon Sarah, meine Vorgängerin gewohnt hatte, da meine Familie noch an ihrem Haus baut. Sehr verunsichert, wer jetzt meine Gastfamilie ist und sehr gespannt kam ich also an.

Ich weiß noch, wie das Taxi von der geteerten Piste in eine Lehmstraße abbog und ich das krass fand. Inzwischen sind geteerte Straßen für mich durchaus keine Selbstverständlichkeit mehr und ich weiche den Müllbergen, Kadavern, Steinen und Hundehaufen schon automatisch aus. Hunde gibt es hier unglaublich viele; Straßenköter, die man wenn sie aggressiv sind mit den überall in den Straßen rumliegenden Steinen vertreiben kann und in jeder Hütte gibt es noch einen Wachhund. Delia, Victor und ihr jüngster Sohn Christian (19), der studiert, haben mich sehr herzlich aufgenommen. Ich hatte ein eigenes großes Zimmer mit einem bequemen Bett und bekam dauernd einen Tesito, sprich Tee mit mindestens zwei Esslöffeln Zucker pro Tasse, da Peruaner es süß lieben. Zum Frühstück gab es Palta - frische Avocado, die mit Salz ein total leckerer Brotaufstrich ist. Ich hatte sofort ein sehr gutes Verhältnis zu Delia, die schon zweimal in Deutschland war und auch schon zwei Deutsche bei sich wohnen hatte. Das war zum einen sehr hilfreich, da sie genau wusste, was schwierig und ungewohnt für mich war und zum anderen aber auch ein komisches Gefühl, wenn ich andauernd über irgendwelche deutschen Dinge stolperte. Trotzdem schien es mir fast als wollten die ersten Tage nicht vergehen, da ich nicht wusste, was ich tun sollte und mich nicht allein rausgetraute. So war ich sehr froh, als mir eine junge Frau von den Fidjiinseln, die hier für drei Jahre gewohnt hatte, zwei englische Bücher geschenkt hat.

Doch Delia nahm mich überall mit hin wie zum Beispiel zum Bingo der Gemeinde, was ein riesen Fest war und langsam stellte sich heraus, was ich machen konnte und der aufregende neue Alltag begann.

So habe ich schnell vergessen, dass das eigentlich nur eine Etappe sein sollte und war daher sehr traurig, als mir Delia verkündete, dass ich am Wochenende des 15. Septembers umziehen sollte. Wieder ein Abschied, wieder eine neue Familie.

Aufregender Alltag und Arbeit

Doch ich hab mich sehr schnell eingelebt, was ich auch daran merke, dass mir Dinge, die ich als neu und ungewohnt aufgeschrieben habe, inzwischen ganz normal vorkommen, sei es, dass es nur kaltes Wasser gibt, das jeden zweiten Abend ausfällt, genauso wie auch der Strom hin und wieder weg ist, oder sei es, dass von überall her die Megaphone der fahrenden Obstverkäufer tönen.

Was mir immer noch fremd ist, ist dass Medikamente dann gut sind, wenn sie möglichst groß und möglichst bunt sind, dass man beim Haare waschen immer eine vom Staub graue Suppe rauswäscht, man die Sterne fast nie sieht und dass der Mond fast senkrecht am Himmel steht. Was ich jetzt schon vermissen werde, ist der frische Maracujasaft, die selbstgemachte Limonade und das immer und überall Musik läuft. Außerdem genieße ich, dass jeder Zeit für ein Schwätzchen hat, da Anfangszeiten sehr geduldig sind und dass man sich mit der Nachbarschaft auf der Straße zum Volleyballspielen trifft.

Montag bis Freitag stehe ich morgens so um 7.30 Uhr auf. Den Wecker brauche ich gar nicht mehr zu stellen, da mich der Nachbarshahn ab fünf Uhr morgens zuverlässig alle halbe Stunde weckt. Dann frühstücke ich meistens mit Fidel, meinem Gastvater, da Yessi (18) schon um sechs das Haus verlässt, Magda und Mili schon los müssen und die Kleinen noch schlafen. Es gibt jeden Tag Weißbrötchen, die hier das einzige Brot sind und von denen man wohl unendlich viele essen könnte, ohne dass sich ein Sättigungsgefühl einstellt. Dazu gibt es Milch, Kaba oder Quarque und je nach finanzieller Lage auch Butter oder Marmelade. Quarque ist ein Getreidebrei mit Milch, braunen Zucker, Gewürznelken und Süßholz. Da bin ich beim ersten Mal schon sehr erschrocken, als plötzlich ein 7cm langer Holzspieß in meinem Hals steckte und sich niemand außer mir gewundert hat, bis ich gemerkt habe, dass alle anderen ihr Holzhäufchen auf dem Tisch liegen haben. Und auch die Milch ist erwähnenswert, denn ganz Peru ist in der Hand von „Leche Gloria“, was eigentlich eine teure Marke ist, aber trotzdem von allen gekauft wird, selbst wenn das Geld noch so knapp ist. Allerdings darf man dabei jetzt nicht an Milch wie bei uns denken, es handelt sich viel mehr um Milchkonzentrat aus einer Blechkonserve, das mit abgekochtem Wasser gemischt wird. Ich kann mich schon gar nicht mehr erinnern, wie richtige Milch schmeckt. Gefrühstückt wird ohne Teller und wenn man fertig ist, wischt man mit der Hand die Krümel in seine Tasse und man benutzt gemeinschaftlich ein Messer.



Das saubere Collegio und die Hütten von Montenegro

nur 2 min zu Fuß vom Collegio entfernt wohnen. Auch die wöchentlichen Versammlungen, die sich „Moment con Jesus“ nennen, sind mir etwas fremd. Die Kinder und Jugendlichen müssen in militärischem Drill in Reihen aufgestellt zu einer Marienstatue aufschauen und es werden irgendwelche Theaterstückchen mit Nonnen als Heldinnen aufgeführt, die vor Moral fast platzen. Fünf Stufen höher steht die Schwester Direktorin, die das ganze überwacht.

Dann mache ich mich so gegen acht Uhr auf ins Collegio, das gerade 300 m entfernt ist. Dieses Collegio ist eine staatlich Gesamtschule, die von Schwestern geleitet wird und ist somit eine Oase von Sauberkeit und ein paar annähernd grünen Pflanzen. Inzwischen sehe auch ich darüber hinweg, dass die Pflanzen durch den allgegenwärtigen Staub eigentlich grau sind. Das Schulgebäude selbst ist ein von einer ca. 4 m hohen Mauer umgebenes Rechteck, das einen großen Innenhof einschließt, in dem der große, glänzend polierte silberne Jeep der Schwestern steht. Was mir umso mehr deplaziert vorkommt, als dass die Schwestern in der gleichen Straße wie ich, also auch

Bis die Kinder kommen, bleibt mir noch eine halbe Stunde, um irgendwelche Hunde, Katzen, Bäume und ähnliches abzupausen, die die Kinder dann später ausmalen dürfen.

Man könnte das zwar im Laden gegenüber kopieren, aber das können sich die Lehrerinnen nicht leisten und außerdem dürfen sie die Schule nicht verlassen.

Anfangs hat mich diese einfache mechanische Arbeit ziemlich genervt und ich hab mich so frisch nach dem Abi intellektuell unterfordert gefühlt, doch inzwischen ist das Zeichnen eher Nebensache und wir nutzen die letzten ruhigen Minuten noch für ein Schwätzchen, denn ich verstehe mich sehr gut mit den Lehrerinnen und wenn die Kinder kommen, ist es mit der Ruhe vorbei.

Ich arbeite immer abwechselnd einen Tag mit den kleinen und einen mit den mittleren Kindern.

Für mich eine sehr interessante Erfahrung sind die siebenjährigen autistischen Zwillinge Albert und Robert, die, wenn man nicht aufpasst, die Tür aufmachen und wegrennen. Überhaupt rennen die beiden immer wenn sie können, fast als würden sie irgendwelchen unsichtbaren Schmetterlingen nachjagen. Fast schon unheimlich ist es, dass Albert immer wieder genau die gleichen Bilder malt: einmal einen extrem breitschultrigen schwarzen Mann, von dem Blutstrahlen ausgehen oder einen Pferdekopf mit gelben Katzenaugen. Außerdem hat mir die Lehrerin erzählt, dass er daheim immer um punkt sechs Uhr abends alle Lichter anschaltet, laut schreiend rumrennt und sich weigert, ein bestimmtes Zimmer zu betreten, während er problemlos durch alle anderen Räume rennt.

Manchmal ist es schwierig mit ihnen, da sie wie in einer anderen Welt scheinen. Dann reden sie mit sich selbst und spielen mit ihren eigenen Händen. Robert hat einmal mit einer Hand seine andere gepackt und so lange auf den Tisch geschlagen, bis die Lehrerin vor seinem Gesicht geklatscht hat und er plötzlich wieder zu sich kam, den Schmerz fühlte und zu weinen anfing. Ihre Empfindungen sind aber wohl allgemein anders, so zieht sich Albert in der Pause immer die Jacke aus und wenn ich ihn einfange, ist er ganz kalt. Die Lehrerin hat mir dann allerdings erklärt, dass er Kälte gar nicht fühlen kann.

Hunger scheinen die beiden aber sehr wohl zu spüren, denn letztens ist mir aufgefallen, dass Robert alles möglich vom Boden isst, während Albert anderen Kindern das Essen wegnimmt. Ich habe ihn inzwischen auch schon ein paar Mal erwischt, als er Popcorn aus dem Schulkiosk geklaut hat oder sich aus anderen Klassenzimmern „Pan y Leche“ - Brot und Milch holt, was hier jedes Kind täglich vom Staat bekommt. Ich mache mir jetzt natürlich Sorgen, ob sie daheim genügend zu essen bekommen.

Weniger Sorgen, sondern viel mehr nerven tut mich Kevin. Er ist acht Jahre alt und weint immer, wenn er etwas will oder man ihm seine Mütze wegnimmt. Ansonsten tut er eigentlich nichts, außer sich die Mütze über das Gesicht zu ziehen und „buhuuuu!“ zu rufen.

Ein besonderes Erlebnis verbinde ich mit Manuel, der Down-Syndrom hat und zu faul zum Sprechen ist, so dass, wenn ich ihn nach seinem Namen frage und auf sein Namensschild auf dem Tisch zeige, meist nur ein „Maaaaaaaa“ als Antwort ertönt. Einmal haben ihn wohl irgendwelche Kinder in den Raum zwischen Mauer und Schulhaus gesperrt und da er die Tür nicht aufbekam, fing er an, das Gitter hochzuklettern. Als mich die total panische Lehrerin holte, hatte er sich in etwa drei Meter Höhe mit dem Kopf zwischen Gitter und Mauer eingeklemmt, so dass er weder vor noch zurück konnte. Ich durfte also raufklettern und ihn da rausholen, was dann auch recht schnell ging.

Anfangs dachte ich übrigens wegen seiner langen Haare, dass er ein Mädchen sei, bis die Lehrerin mir erklärte, dass sie versuche, ihm im Stehen pinkeln beizubringen. Das zeigt sehr schön, wie fest verankert hier das Rollendenken ist, denn unkoordiniert, wie die Kinder nun mal sind, machen sie so jedes Mal eine Riesensauerei, doch das Klischee „Männer pinkeln im Stehen“ wiegt schwerer als das Putzen.



Edgar und ich

Mein Liebling ist Edgar, auch er hat Down-Syndrom und ist außerdem noch komplett taub. Er ist sechs Jahre alt und geistig sehr stark beeinträchtigt, so dass er, wenn ich ihn in Gebärdensprache, die ich nebenbei ein bisschen lerne, nach der Farbe eines Gegenstandes frage, immer gelb antwortet, da ihm diese Geste gefällt. Doch trotz aller Beeinträchtigungen ist er ein total fröhliches und herzliches Kind.

Er strahlt mich jeden Morgen an, wenn ich die Tür aufmache und es ist total lustig ihm zuzuschauen, wie er versucht, drei unterschiedlich große Holzkästen ineinander zu stecken und dann vor Freude in die Hände klatscht, wenn er es schafft.

Einmal riefen mich die Lehrerinnen auch zu den Großen, die 10-12 Jahre alt sind, denn William, ein schwerhöriger und geistig behinderter Junge hatte in einem Anfall eine Scheibe eingeschlagen und schlug so wild um sich, dass die Lehrerin nicht einmal nach seiner Hand sehen konnte. Er schrie die ganze Zeit: „Ich will raus, ich möchte nicht auf diese Schule gehen!“ Ich habe mich dann mit ihm ins Bad gesetzt und ihn 20 Minuten einfach nur festgehalten, bis er erschöpft war und sich etwas beruhigte. Dann hab ich ihn in meinem immer noch sehr schlechten Spanisch gefragt, warum er denn nicht auf diese Schule gehen möchte und er erklärte mir, dass er im Fernsehen eine Schule mit elektrischen Schiebetüren gesehen hat, wo alles sauber ist und alle Geld haben und dass er auf diese Schule gehen möchte, um lesen und schreiben zu lernen. Tatsächlich wird er in seiner Klasse unterfordert, da er eigentlich im Vergleich recht leicht behindert ist, doch es fehlt an Lehrerinnen, um ihn zu fördern.

In der gleichen Woche ging noch eine Scheibe zu Bruch: Ich stand gerade an der Tür, als ich aus dem Augenwinkel etwas angefliegen kommen sah. Ich hab mich aus Reflex weggeduckt, so dass ich die Splitter nur am Rücken im Pulli stecken hatte. Ein Fußball hatte die Scheibe genau da, wo gerade noch mein Kopf gewesen war, zerschlagen, doch den Kindern ist nichts passiert, da sie sich gerade alle in einer Reihe hinter mir aufgestellt hatten, um zum Ausgang zu gehen, wo wir sie dann wieder ihren Eltern übergeben.

Dann gehe ich heim und esse mit meiner Gastmutter Magda und Milagros, meiner 15jährigen Schwester, die vormittags Unterricht hat, wohingegen Isabella (12) und Mexi(10) im Nachmittagsturnus sind. Magda bringt das Essen noch heiß aus dem Comedor, der Mensa der Schule, mit, wo sie vormittags arbeitet.



Magda und ich beim Kochen in der selbstgezimmerter Küche

Die Küche, eine Hütte aus gefundenen Holzabfällen, Pappe, Wellblech und aufgeschnittenen Plastiktüten, haben wir gleich in den ersten Tagen, als ich in der Familie war, auf dem Dach des Hauses zusammen gezimmert. Das Haus an sich ist aus Ziegeln gemauert und mein Zimmer hat sogar einen betonierten Boden und verputzte Wände. Außerdem habe ich ein Glasfenster und eine Tür, die ich abschließen kann, allerdings alles aus Fundmaterial selbstgezimmert, so dass doch recht große Spalten offen bleiben.

Trotzdem fiel es mir am Anfang sehr schwer, den Luxus eines so schönen Zimmers mit zwar steinhartem, aber eigenem Bett, Tisch und einer Kommode, die wohl das einzige gekaufte Möbelstück im ganzen Haus ist, anzunehmen, da meine Gastschwester zu viert in einem schmalen Doppelstockbett schlafen.

Nachmittags gebe ich zweimal die Woche Englischunterricht in der sogenannten Bibliothek, einer aus Ziegeln gemauerten Kapelle, in der es zwei Schränke mit Büchern und ein paar Tische gibt. Dieser Unterricht ist eine echte Herausforderung, da in der buntgemischten Gruppe aus einer Seniorin, einem Lehrer, Studenten und Schülern zwar jeder schon etwas kann aber doch auf ganz verschiedenen Niveaus.

Donnerstags hingegen gebe ich Luis, einem Studenten, der sich keinen Kurs leisten kann, aber Englisch für sein Studium braucht, ganz strukturierten Einzelunterricht nach einem Buch.

Mittwochs esse ich bei Delia zu Mittag und begleite sie anschließend zum Seniorentreffen. Hier passe ich auf, dass sich die etwa 20 strickenden Damen nicht um die Wolle streiten,



koche Tee, verteile Brötchen und höre zu, wenn sie mir aus ihrem Leben erzählen, was zum Teil recht schwierig ist, da einige selbst kaum spanisch, sondern Quechua, die alte Inkasprache, sprechen. Letztens haben wir einen 90ten Geburtstag gefeiert und es war total lustig, denn die Alten sind total fröhlich und alle, die sich irgendwie auf den Füßen halten konnten, haben getanzt.

Teetrinken beim Seniorentreffen

Abends habe ich dann Probe mit der Kirchenband, in der ich ein bisschen Gitarre spiele und singe. Und einmal im Monat spielen wir bei einem Jugendgottesdienst in der Kapelle, den die Jugendlichen selbst gestalten und der mit über 100 Leuten auch unglaublich gut besucht ist.

Freitags begleite ich mit Joau, einem Musiklehrer, mit dem ich inzwischen recht gut befreundet bin, den Kinderchor und gehe danach zum Vorbereitungstreffen für die Firmgruppe, die ich sonntags mitleite.

Samstags vormittags unterrichte ich im Collegio 12 bis 16 jährige Gerättturnen, was sehr anstrengend ist. Ich habe einen klapprigen Barren, einen morschen Kasten und einen Haufen alter Matratzen zur Verfügung, obwohl es richtige Matten im Sportraum der Behinderten gibt.

Doch als ich danach fragte, hieß es, die brauchen die Behinderten, obwohl ich weis, dass diese den Raum nur einmal die Woche benutzen. Und da die Jungs kommen und gehen und nur drei von 20 wirklich regelmäßig da sind, konnte ich meinen in der Anfangseuphorie erstellten Lehrplan gleich wieder wegschmeißen und gestalte den Unterricht inzwischen spontan mit den Gegebenheiten, die ich vorfinde.

Samstagabends spiele ich dann mit dem Kinderchor in der Kirche. Allerdings ist der Gottesdienst nicht mit einer geregelten deutschen Messe zu vergleichen. Erst mal geht man, wenn es um sieben anfängt, um zehn nach sieben zuhause los, da man ca. zehn Minuten läuft und somit gut da ist, bevor es wirklich los geht. Außerdem gestaltet Padre Ned, ein irischer Pfarrer, der neben den anderen Pfarrern und einigen Nonnen und mir der einzige „Gringo“, sprich Weiße in der Gegend ist, seine Predigt immer zu einer Art Spontantheater. Er holt sich Leute aus der Gemeinde, um so anschauliche Beispiele zu geben, was stets für eine heitere Atmosphäre sorgt.



Und dann habe ich schließlich noch eine Gruppe aus Straßenjugendlichen, die weder zur Schule gehen noch regelmäßig arbeiten, mit denen ich Breakdance übe, was inzwischen neben dem Collegio zu meiner Hauptarbeit geworden ist. Diese Gruppe hat sich durch Zufall ergeben und inzwischen wissen sie, dass ich jeden Tag von ca. 18 bis 20 Uhr oder auch länger da bin und es kommen jeden Tag zwischen fünf bis zehn Leute. Es ist eine sehr schwierige, aber geniale Arbeit, denn von den Jugendlichen hat eigentlich keiner eine geregelte Arbeit, einige nehmen

Drogen und manche leben sogar vom Handel mit diesen. So wurde schon in meinem Beisein Kokain verkauft. Andere handeln mit Secondhand Diskman, Handys und mp3-Playern wobei es sich vermutlich um Diebesgut handelt. Viele haben ihr Messer im Rucksack dabei und zwar keine Schweizer Taschenmesser, sonder große Küchenmesser und ähnliches, aber andere sind einfach auch ganz normale Schüler, die Spaß am Tanzen und Sport haben. Es gelingt mir bis jetzt die Balance zu halten, da sie mich als einen Jugendlichen, der mit ihnen Sport macht und tanzt, akzeptieren und gleichzeitig eine gewisse Distanz wahren, da sie wissen, dass ich "Professor" am Collegio bin. so gelingt es mir ab und zu auch richtige Gespräche mit ihnen zu entwickeln und wir diskutieren über Gewalt, Rassismus und Drogen. Ich muss allerdings sehr vorsichtig vorgehen und einen von ihnen in die Messe einzuladen, so wie Delia es vorgeschlagen hatte, würde wohl eher negativ auf unser Verhältnis wirken, obwohl ich mich eigentlich, solange ich ohne Geld und Schlüssel hingehe, recht sicher fühle. Mein Ziel ist vorerst Sport mit ihnen zu machen, damit sie am Abend schön müde sind und nicht mehr in der Straße rumlungern und sich im Bandenkrieg mit Steinen zu bewerfen. Außerdem suche ich immer das Gespräch mit ihnen und bringe Denkanstöße ein. Inzwischen hat sich eine sehr schöne und positive Dynamik ergeben, so das sie sich gegenseitig Bewegungen und Tricks, die sie gelernt haben, beibringen und jetzt sogar selber einen Auftritt im "Stadtpark" organisieren und daraufhin eine Choreografie proben.

Zunächst hatte ich einfach nur wahrgenommen, dass Montenegro bedeutend ärmer ist als Surquillo, was man unter anderem zum Beispiel daran merkt, dass viele Taxis sich weigern,

hierher zu fahren und es stattdessen sogenannte „Mototaxis“ gibt, was so etwas wie eine Motorrad-Rikscha sind. Doch inzwischen habe ich gelernt zwischen arm und arm zu unterscheiden.

So weis ich jetzt, dass Delias Familie eigentlich noch recht reich ist und auch meine Familie, die zwar bedeutend ärmer ist, noch nicht ganz arm ist.

Denn als ich einmal eine Viertelstunde weiter gelaufen bin, kam ich in eine Gegend, wo die Menschen ihr Wasser von Lkws kaufen müssen und es keinen Strom gibt.



Außerdem komme ich hier auch an "Häusern" vorbei, die einfach nur aus Müll bestehen.

Da fällt es mir manchmal schwer zu akzeptieren, wer und was ich bin. Die soziale Ungerechtigkeit macht mir schwer zu schaffen und man wird ständig damit konfrontiert. So zum Beispiel auch, wenn ich mal wieder in einem Kombi sitze und ein ca. 8 jähriges barfüßiges Mädchen Bonbons verkauft. Da habe ich begriffen, was Armut und Ungerechtigkeit bedeutet.

Auch hier leben Menschen

*„Ich habe gelernt, dass es wichtig ist,
dankbar zu sein und nie zu vergessen,
dass Leben wertvoll und nicht selbstverständlich ist.“*

Mit diesem Gedanken möchte ich meinen ersten Rundbrief beenden.

Ich bedanke mich bei meiner Familie, allen, die am Voluntarioprogramm mitarbeiten, meiner Gemeinde, die mich bei meinem Flug unterstützt hat und allen, die mich in Gedanken begleiten.

Liebe Gruesse, Michael

Michael Dammert
Fe y Alegria, No37
Parque Central Cruz de Motupe
San Juan de Lurigancho
Lima 36 - Perú

010012 / 0051 / 1 392 4148
(Billigvorwahl/Landescode/Rufnummer)

michaeldammert@gmail.com